

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 11 (1912-1913)

Artikel: Eine Reise nach Russland
Autor: Wilczek, Viktor
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-750573>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EINE REISE NACH RUSSLAND

Im Zeichen des Verkehrs, das unserem Jahrhundert an die Stirne geschrieben ist, bedeutet eine Reise nach Amerika nicht viel. Ganz anders verhält es sich mit Russland, von dem wir nur wissen, dass es in Halbasien beginnt, bis in das fernste Ostasien reicht und dass dort das Menschenleben wenig bedeutet. Diese dunkle Vorstellung beschleicht unser Gemüt, wenn wir zum erstenmal den Boden des heiligen Zarenreiches betreten sollen. „Ibis redibis non morieris . . .“, wohin soll ich das Komma setzen?

Die unerlässlichen Vorbereitungen für die Reise sind nur geeignet, das Unbehagen noch zu steigern. Der erste Weg führte ins Passempfehlungsbureau. Dann musste ich zur Bezirksanwaltschaft, um mir bescheinigen zu lassen, dass diese Behörde an meiner Anwesenheit in der Schweiz kein dringendes Interesse habe, und nun konnte ich schließlich nach Visierung durch die russische Gesandtschaft in Bern die Reise in Begleitung eines Freundes antreten.

Über Wien und Lemberg erreichten wir die österreichische Grenzstation Podwoloczyska. Die österreichische Grenzwache will offenbar hinter ihrer russischen Kollegin nicht zurückbleiben; sie fragt uns nach den Pässen, doch hat das nur den Zweck, den heimkehrenden Russen in der Eile drei Kronen und zehn Heller abzunehmen, wenn ihre Pässe nicht vorschriftsmäßig visiert sind. Nicht-russen werden nicht behelligt. Kaum einige hundert Meter weit liegt die russische Grenze und an der kleinen Brücke steht der erste Grenzsoldat, Gewehr bei Fuß. Langsam und widerwillig schleicht der Zug der russischen Grenzstation Woločyska zu. Das Stationsgebäude liegt zwischen dem österreichischen und russischen Geleise wie eine unüberbrückbare Scheidewand. Die russische Lokomotive, die auf breiterer Spurweite dahinrollt, blickt fast hochmütig auf ihre bescheidenere Kollegin herüber. Ein Heer von Gepäckträgern stürzt sich auf den Zug und führt uns in einen ziemlich beschränkten Raum, der von mindestens fünfzig uniformierten Leuten bewacht wird. In der Mitte des Zimmers an einem länglichen Tisch einige höhere Be-

amte und ringsherum eine Menge von Gendarmen und Zollwächtern. Diese beginnen mit bewunderungswürdigem Eifer ihr Werk. Die Reisekoffer werden auf das genaueste durchwühlt, Zigarren und Zigaretten passieren anstandslos, aber jedes bedruckte Blatt Papier, jedes Buch, jede Zeitung wird den Gewaltigen am Zensortisch vorgelegt. Der Gehilfe des Zollbeamten bemüht sich redlich, die Ordnung im Koffer wieder leidlich herzustellen, dann erhält der Reisende einen kleinen, blauen Schein und kann — — warten. Nach einer halben Stunde öffnet sich eine Seitentüre und ein Gendarmerieoffizier ruft jeden zu sich heran, um die am Eingang des Saales abgenommenen Pässe zurückzustellen. Am Ausgang folgt nochmals eine flüchtige Passbesichtigung und dann darf man endlich in das Bahnhofrestaurant, das bald dicht gefüllt ist. Die tiefe Depression, die den Reisenden bei der minutiösen Zoll- und Passrevision befallen hat, weicht auch hier nicht; denn ab und zu öffnet sich die Eingangstüre und der strenge Blick des allgewaltigen Gendarmen mustert die Gesellschaft. Ein vorzügliches Abendessen entschädigt einigermaßen für die ausgestandenen Mühseligkeiten. Auch der Humor kommt wieder zur Geltung, als uns der findige Zollbeamte die zensurierten Drucksachen wiederbringt, den Pariser „*Figaro*“ aber mit verbindlichstem Lächeln für konfisziert erklärt; Ernst Zahns „Frauen von Tannó“, ein Kursbuch und ein Büchlein von Roda-Roda hatten in den Augen der Zensoren Gnade gefunden. Der Weg zum Zuge führt wieder durch ein Spalier von Gendarmen, die nochmals strenge Musterrung halten; mir ist es gar nicht wohl zu Mute bei dem Gedanken an die in meiner Rocktasche verborgene Browningpistole, die mich in den Verdacht eines argen Anarchisten bringen könnte. Die Vorstellung einer unfreiwilligen Exkursion nach einem vom Staate näher zu bezeichnenden Bestimmungsort in Sibirien war nicht geeignet, meine Stimmung zu heben. Endlich ertönt das Abfahrtssignal und ich hoffe, die beklemmende Gegenwart der unzähligen Gendarmen los zu werden. Aber, o weh! Im letzten Augenblick springt noch ein Gendarm auf den Zug und just in unsern Wagen. Sollte er meinen Browning entdeckt haben? Nein, sein spähendes Auge gleitet achtlos an uns vorbei und mit gravitätischem Schritt geht dieses Prachtexemplar eines Bluthundes in den nächsten Wagen. — In wenigen Minuten war das Coupé in

einen bequemen Schlafabteil verwandelt. Nur die schwächliche Gasflamme kämpft mühsam gegen einen vorzeitigen Tod und es bleibt ungewiss, ob sie den Sieg davontragen wird. Ist dies ein Symbol der großen russischen Finsternis?

Unsere Fahrkarten werden uns von einer imponierenden Kommission von drei Schaffnern verschiedener Grade, die offenbar auf einander aufzupassen haben, abgenommen und geben den gestrengen, im Rudel unbestechlichen Herren zu keinerlei Bemerkung Anlass.

Dann blicke ich gedankenvoll in die Nacht hinaus. Vor mir eine unendliche Steppe. Kein Baum, kein Strauch. Der Himmel ist gegen Osten hin mit Wolken dicht besät, die wie eherne Gendarmen darüber wachen, dass das vom Westen herüberscheinende Abendrot nicht zu weit ins heilige Zarenreich eindringt. Auf der kleinsten Station erscheint mindestens ein Gendarm, der mit wachsamem Auge den Zug entlang marschiert. Die Dorfjugend, der die Ankunft des Schnellzuges offenbar ein Ereignis bedeutet, promenierte lustig auf dem Bahnsteig, ungeachtet aller Gendarmen und trotz der vorgerückten Stunde.

Mein lebenswürdiger Reisebegleiter, der seit dem Überschreiten der russischen Grenze zu meinem Dolmetsch und Mentor ward, lädt mich ein, einen mitfahrenden Wagen erster Klasse der transsibirischen Eisenbahn zu besichtigen. Das war nun allerdings ein greller Kontrast gegen unsern unheimlichen, dunkeln Kasten. Jedes Halbcoupé ist so groß wie eine kleine Wohnstube. Die mit grünem Leder elegant gepolsterten Sitze können leicht in bequeme Betten verwandelt werden. Auf dem Tischchen steht eine elektrische Leselampe als Ersatz für die vom Bett aus einzuschaltende helleuchtende Deckenbeleuchtung. Nette Rohrsessel erhöhen den heimeligen Eindruck. In der Verbindungswand ist ein vollständiges Waschservice mit Kopfdouche angebracht. Die transsibirische Eisenbahn führt auch Badezimmer und Turnsalon für die dreizehntägige Fahrt mit; ihre Eleganz und Bequemlichkeit wird von keiner europäischen Bahn übertroffen.

Gegen neun Uhr früh erreichen wir Kiew. Die schrecklichen Greuel, die bei den Pogroms unter den Augen der Polizei verübt wurden, bilden lange Zeit den Gesprächsstoff im Coupé. Es hat keinen Zweck, auf Einzelheiten einzutreten. Es ist die alte

Melodie, nur der Text ändert von Zeit zu Zeit. Wenn im Namen Gottes und der Religion die Bestie im Menschen wachgerufen wird, wirft er alle Zivilisation weit von sich und fällt in seinen Urzustand zurück. Die lebenden Fackeln Neros, die spanische Inquisition, die Pfählung der Gjauren durch die Moslim, die Vernichtung aller Fremden in China und die russischen Pogroms sind in ihren religiösen Beweggründen und in ihrer bestialischen Ausführung einander so ähnlich, dass es schwer fällt, an den dazwischen liegenden Zeitraum von fast zwei Jahrtausenden zu glauben.

* *

Der Bahnhof Kiew ist ein elender Holzbau, der kaum für die Bedürfnisse eines größeren Dorfes, geschweige denn für eine Gouvernementshauptstadt mit etwa 300 000 Einwohnern genügen würde. Mitten auf dem Perron lagen auf den Boden hingekauert ganze Familien reisender Bauern; die Mutter ihren Säugling an der Brust, die größeren Kinder Kürbiskörner kauend, der Vater mit bewunderungswürdigem Gleichmut sein kurzes Pfeifchen schmauchend. Vor dem Bahnhof standen hunderte von russischen Droschken (Izvoschtschik). Das schöngebaute, langrückige Pferd mit dem die Erde fegenden Schweif geht in einem halbkreisförmigen, hölzernen Joch. Der Wagen gleicht abgesehen von seiner Unsauberkeit, einem Spielzeug; er ist so klein, dass nur eine Person bequem darin Platz findet; fahren zwei Gäste, so ruhen die äußern Beine auf den Trittbrettern. Der Rosselenker trägt einen Halbzyylinder mit scharf aufgebogener kleiner Krempe und einen langen, dunkeln Mantel, der mit einigen Silberknöpfen verziert und in der Mitte gebunden ist. Die Aussicht nach vorne versperrt der ungeheure Rücken des Kutschers. So gehts im scharfen Trab auf furchtbar glattem Steinpflaster nach dem Hotel.

Kiew zerfällt in drei Stadtteile: die Neustadt mit einigen schönen, von modernen Bauten umsäumten, auffallend breiten Straßen. Die Altstadt mit dem Palast des Patriarchen und dem Dom ist wohl das vornehmste Viertel. Beide Stadtteile liegen auf zahlreichen Hügeln, die sanft ansteigen, gegen den Dnjeper aber steiler abfallen. Am rechten Ufer des Flusses liegt die Handelsvorstadt Podol mit dem Judenviertel. Die Hügelkette nördlich

und südlich der Neustadt krönen Promenaden, die einen hübschen Blick auf den Dnjeper bieten. Das Flussbild ist recht belebt; ich zählte zwei Dutzend Dampfer vor Anker liegend und ein halbes Dutzend riesige Holzflöße. Auf dem am weitesten in den Fluss vorspringenden Hügel steht die Kolossalstatue des Fürsten Wladimir I. an der Stelle, wo er seine Kinder und Untertanen taufte. Der heiliggesprochene Fürst hält ein riesiges Kreuz in seiner Rechten, geschmückt mit Hunderten von Glühbirnen, die zur Nachtzeit ihr Licht auf den Dnjeper hinausstrahlen, dem irrenden Schiffer ein Führer in den sichern Hafen wie einst Wladimir seinem Volke im Glauben ein Führer war. Das eintönige Grün der Häuserbedachungen wird durch zahlreiche vergoldete Kirchenkuppeln unterbrochen. — Durch die Straßen zieht ein Leichenzug... Voraus ein zweirädriger Karren mit Blumen, dann etwa zwölf Popen in reichem Ornat, der Leichenwagen von sechs Rappen gezogen; die Kutscher tragen weiße, lange Zwilchmäntel und führen die Pferde am Zügel. Ich begleite den Zug zur Kirche hinauf. Der steile Weg ist zu beiden Seiten mit zerlumptem, elendem Bettlervolk dicht belagert; hoch oben glänzen die goldenen Kuppeln; die Kirche maßlos reich, das Volk traurig verelendet.

In den Straßen sah ich zahlreiche, an ihren langen, grauen Mänteln leicht kenntliche Popen, aber trotz der strengen Gläubigkeit der Bevölkerung rührte sich keine Hand, die Geistlichen zu grüßen. Ist der Glaube dieser Leute nur eine stumme Resignation, eine Fügung ins Unvermeidliche ohne Liebe und ohne Achtung für die Diener der Kirche? Diese stumme Ergebung ruht auf der ganzen Stadt. Die Leute gehen still und gleichgültig aneinander vorüber; kein übermütiger Scherz, kein fröhliches Lachen unterbricht die Stille des in hochsommerlicher Hitze träge dahinschleichenden Tages. Selbstbewusstsein haben nur die Polizisten und Gendarmen, die die Straßen bevölkern.

Ein kleines Pröbchen von Polizeiwillkür erlebte ein Verwandter meines Reisebegleiters, ein angesehener Kiewer Rechtsanwalt. Dessen Sohn wurde in der Nacht vor unserer Ankunft gegen zwei Uhr von Gendarmen aus dem Bette geholt und verhaftet. Am nächsten Tage wurde der junge Mann auf dringendes und durch einige hundert Rubel unterstütztes Bitten des Vaters auf einige Stunden freigelassen, um sein Staatsexamen abzulegen,

musste aber um vier Uhr nachmittags ins Gefängnis zurückkehren. Die anfänglich ganz unerklärliche Maßregel scheint darauf zurückzuführen zu sein, dass der junge Mann eine Geldsammlung eingeleitet hatte, um einigen Kommilitonen, die wegen des Kiewer Attentates auf Stolypin als „verdächtig“ administrativ verschickt worden waren, das bejammernswerte Schicksal des Etappentransportes zu ersparen.

Ein sonderbares Schicksal haben die jungen jüdischen Anwälte Russlands. Sie werden von den Gerichten als selbständige Advokaten nicht zugelassen, sondern müssen als Gehilfen Unterkommen suchen. Sind sie jedoch fünf oder zehn Jahre Substituten gewesen, dann will man ihnen auch dieses Recht nehmen mit der Begründung, dass ein Gehilfe, der solange Zeit die Zulassung als Anwalt nicht erhalten habe, offenbar die Befähigung zu diesem Beruf nicht besitze.

Um sechs Uhr abends fuhren wir mit dem Expresszuge nach Charkoff. Gleich hinter Kiew überschreitet die Eisenbahn die schmutzigen Gewässer des Dnjeper, an dessen Ufern die Soldaten splinternackt baden und sich von der Sonne braten lassen. Der ganze Fluss ist mit mächtigen Holzflößen bedeckt, die über die Stromschnellen hinweg bis ins Schwarze Meer fahren. Dem Dampfschiffverkehr bereiten die Stromschnellen unüberwindliche Hindernisse und der geplante Kanalbau wird wohl noch lange auf sich warten lassen. Bis dahin hat alles Land über den Stromschnellen einen viel geringeren Wert als das weiter unten, weil der Mangel eines billigen Wasserweges die Ausfuhr der Bodenprodukte verunmöglicht.

In unserem Coupé herrschte eine drückende Hitze und die Reisefreudigkeit wurde durch die Aussicht, bis zum Morgen hungern zu müssen, weil es im Zug keinen Speisewagen hatte, keineswegs erhöht. Es kam dann aber doch nicht so schlimm, denn der Schlafwagenkondukteur reichte uns zweimal vorzüglichen Thee mit reichlichem Zwieback. Die häufigen Aufenthalte boten willkommene Gelegenheit, frische Luft zu schnappen. Jede Station hat eine kleine Feldküche, um die Reisenden vor dem Trinken des ungekocht choleraverdächtigen Wassers zu bewahren. Die Cholera schleicht Sommer für Sommer durch das Land und dezimiert die untersten Schichten der Bevölkerung, bei denen rohe

Gurken mit trübem Wasser gewohnte Genussmittel bilden, ebenso sehr wie die in manchen Distrikten heimische Syphilis.

Im Westen geht die Sonne nieder und sendet ihre letzten glutroten Strahlen über die Steppe. Wir haben mit dem Wetter Glück; es ist wohl furchtbar heiß, aber der nervenlähmende, sengende Steppenwind verschont uns; ein Blick auf den zwischen den Doppelfenstern fingerdick gelagerten Sand zeigt, was er vermag. So geht es in die stille, immer dunkler werdende Nacht hinein. Wohl stehen einige Sterne am Himmel, aber sie vermögen die Finsternis kaum zu mildern. Ein heiliger Friede liegt über dem schlafenden Russland. Aber der Gendarm wacht.

* * *

Nach dreizehnstündiger Fahrt, bei einer Hitze, die den Schlaf fast unmöglich machte, langten wir um sieben Uhr früh in Charkoff an. Der Bahnhof macht den Eindruck eines westeuropäischen Verkehrszentrums, wenn der Blick nicht zufällig die in den Wartesälen am Boden lungernden Tartarenfamilien streift. Vor dem Hotel empfängt uns ein Tscherkesse in malerischer Tracht mit langen, silberverzierten Dolchen im Gürtel. Der Junge ist trotz seines kriegerischen Äußern recht friedliebend, hilft das Gepäck abladen und führt uns zu dem deutschsprechenden Portier. Angenehm überraschen die Wohn- und Schlafräume mit ihrer untadeligen Ausstattung und dem großen Balkon, nur die Unsauberkeit der Diele beeinträchtigt den guten Eindruck. Von großer Eleganz ist der geräumige Speisesaal des einem Franzosen gehörenden Hotels. Das Essen ist vorzüglich. Der Russe beginnt sein Mahl mit einem oder mehreren Gläsern Wotka oder einem ähnlichen Getränke; als Entschädigung für den hohen Preis des Schnapses darf man von den in unglaublicher Mannigfaltigkeit vorhandenen hors d'œuvres soviel man will genießen.

Das Straßenbild von Charkoff ist viel asiatischer als jenes von Kiew, obwohl neben der altmodischen Pferdebahn auch ein elektrischer Tram fährt. Alle Völker des Kaukasus und Asiens sind hier zu finden. Das Straßenpflaster ist erbärmlich; die ganze Stadt, die nahezu 200 000 Einwohner zählt, durchzieht ein säuerlich-süßer, widerlicher Geruch; es fehlt an einer Kanalisation, ein Mangel, welcher der Stadt alljährlich unzählige Opfer durch die

Cholera kostet. Bei starken Regengüssen bilden sich in den Straßen förmliche Seen, die das Übersetzen von einem Trottoir zu dem andern verunmöglichen. Die Häuser sind meist einstöckig, langgestreckt, und charakterlos. Einzelne hübsche Bauten, besonders die der zahlreich vertretenen großen Petersburger Banken, unterbrechen das eintönige Straßenbild. Auch hier ist an schönen Kirchen mit prunkvollen goldnen Kuppeln kein Mangel. Interessant ist die Tatsache, dass hier mitten in Halbasien die englische Arbeitszeit für die Angestellten der Banken und industriellen Unternehmungen eingeführt ist. Es wird von 9 Uhr früh bis 4^{1/2} Uhr nachmittags ohne Unterbruch gearbeitet; mittags braut der Bureaudiener auf dem Samowar den obligaten Thee, der mit etwas Zwieback jedem Angestellten serviert wird. Die meisten wohlhabenden Familien mieten den Sommer über eines der zahlreichen einfachen aber ganz anmutigen Landhäuser in der Umgebung, um wenigstens am Abend der sengenden Hitze der Stadt entfliehen zu können.

Auch wir wollten nach des Tages Mühen diesem Beispiel folgen und in Charkoffs „Versailles“ einige Erholung suchen. Langwierige Unterhandlungen mit dem Lenker eines eleganten „Gummiradlers“ hatten das erfreuliche Resultat, dass der geforderte Preis von zehn auf sechs Rubel ermäßigt wurde. Dann ging's in flotter Fahrt, am Universitätsgarten und am Stadtpark vorbei nach dem weit außer der Stadt in einem hübschen Park gelegenen neuen Restaurant „Versailles“, das sich aber die Gunst der Charkoffer noch nicht erworben zu haben scheint; wir waren anfangs die einzigen Gäste auf der ziemlich weitläufigen Terrasse. Der Kellner meinte, wir seien zu früh daran (es war ¹/₂ 10 Uhr) und wirklich nach einer Viertelstunde erschienen noch 15 Personen im Garten, aber das waren . . . Musiker, die sich redlich bemühten, uns durch die einschmeichelndsten Melodien zum Bleiben zu bewegen. Die Anstrengungen der Kapelle wurden unterstützt durch freundliche Blicke einiger Demimondaines, die sich — wie wir einem Billet-doux entnehmen konnten — mit einer Flasche Bier begnügt hätten. Nach unendlichem Warten wurde endlich das bestellte Nachtessen aufgetragen, von dem wir keinen Bissen genießen konnten. Wir entschuldigten uns daher in der freundlichsten Weise beim Kellner, der sich zum Andenken an unsern

Besuch bloß neun Rubel erbat; dann fuhren wir unter prachtvoll gestirntem Himmel zur Stadt zurück. In den Hauptstraßen veranstaltete unser Kutscher mit einem Einspanner-Traber ein Wettrennen, das mit unserem Siege endete, nachdem der Traber zweimal in Galopp fiel und sich dadurch deklassierte. Dem Fremden scheint eine so tolle Jagd vor den Augen der Polizei ganz unverständlich; doch können die privilegierten erstklassigen Mietwagen tatsächlich so rasch fahren, als sie nur mögen. Ein Zuruf unseres Rosselenkers genügte, um jedes andere Fuhrwerk zur schleunigen Flucht aus unserer Bahn zu veranlassen. Selbst um die Straßenecken und an den Haltestellen der Straßenbahn rasten wir in gleichbleibendem Jagdtempo vorbei, ohne dass die mit Pferd oder Wagen in unliebsame Berührung gekommenen Passanten auch nur ein kräftiges Wort der Entrüstung fanden.

Als ich nach einem Plauderstündchen mit meinem Reisegefährten um $1\frac{1}{2}$ 12 Uhr nachts zu Bette ging, zeigte mein Zimmerthermometer 25 Grad Reaumur. An Schlaf war noch lange nicht zu denken, so lag ich wach und was ich tags über gesehen und gehört, zog nochmals an mir vorüber.

Zuerst gedachte ich des Leiters einer größeren Filiale der Azow-Don-Bank, der mir sein Leid klagte. Seine Tochter hatte wie viele Tausende ihrer Mitschwestern den sehnlichsten Wunsch, durch Erwerbung eines akademischen Grades zu den privilegierten Juden vorzurücken, deren Wohnsitz nicht beschränkt ist und die wenigstens den Anschein freier Menschen haben. Seit vierzehn Jahren lernt das Mädchen mit einem Eifer, der dadurch erklärlich ist, dass nur diejenigen Juden ihr Studium fortsetzen und abschließen dürfen, die *durchwegs erste Zensuren* erhalten. Im Mai 1911 stand das Mädchen vor der Staatsprüfung, die aus wichtigen Gründen auf den November, dann auf den Februar 1912 und endlich wieder auf den Monat Mai verschoben wurde. Kurz vor der angesetzten Frist wurde den Studentinnen mitgeteilt, dass sie gleichzeitig mit der Staatsprüfung auch die letzten vier Rigorosen zu wiederholen hätten! Auf die Vorstellung des Rektors, dass dies eine physische Unmöglichkeit sei, wurde aus besonderer Gnade gestattet, bloß die Hälfte der Wiederholungsprüfungen mit dem Staatsexamen gleichzeitig abzulegen und das Übrige im September nachzutragen. Dass dadurch der Erfolg

vierzehnjährigen emsigen Fleißes in Frage gestellt wird, rührt die Herren in Petersburg nicht, ist vielleicht ihre geheime Absicht.

In einer andern Stadt Südrusslands besteht die Kaufmannschaft erster Gilde zu neunzig Prozent aus Juden und *in diesem* Verhältnis haben sie zur Erhaltung der Handelsschule beizutragen. Trotzdem dürfen in eben derselben Schule nur fünf Prozent und nach einem neuen Erlass des Ministeriums bloß drei Prozent jüdischer Schüler aufgenommen werden.

Slaviansk ist ein Salzbad südlich von Charkoff und wird hauptsächlich von Juden besucht, die keinen Zutritt zu den Modebädern der Krim haben. Seit einigen Jahren werden aber den jüdischen Badegästen in Slaviansk die größten Schwierigkeiten bereitet, um sie auch dort wegzuekeln. Diese Plackereien gehen aber nicht etwa von den Lokalbehörden aus, die kein Hehl daraus machen, dass die Bevölkerung fast ausschließlich von den jüdischen Badegästen lebt, sondern vom Ministerium, und zwar trotz aller Petitionen der Orts- und Kurverwaltung, ihre gern gesehenen Gäste unbehelligt zu lassen!

Nach der Ermordung Stolypins kannte die blinde Verfolgungswut keine Grenzen. Jeder, der mit dem Mörder, einem Anwaltsgehilfen aus sehr guter Familie, auch nur im losesten gesellschaftlichen Verkehr gestanden hatte, musste für sein Leben zittern. Ein angesehener Rechtsanwalt, der mit dem Mörder in einem ganz unverfänglichen geschäftlichen Briefwechsel gestanden hatte, wurde mitten in der Nacht aus dem Bette geholt und ins Gefängnis gebracht. Wohl wurde er nach etwa vierzehn Tagen wieder freigelassen, hatte aber inzwischen ein Martyrium auszustehen. Eingepfercht in einen kleinen Raum gemeinsam mit Dieben und Mördern, oft in Gesellschaft von Kranken mit ansteckenden, ekelerregenden Krankheiten, hatte er zwölf Nächte hindurch keine Stunde lang ununterbrochen geschlafen, weil die Holzpritsche für die zahlreichen Häftlinge viel zu klein war und die meisten auf dem nackten Boden kauern mussten. Die schmalbemessene Kost war ganz ungenießbar und widerlich, so dass der arme Teufel auch Hunger leiden musste. Bei der Leibesvisitation wurde er nackt ausgezogen und dann fuhr ihm ein Gendarm mit seinen dreckigen Fingern im Mund herum, um zu sehen, ob kein Stückchen Papier darin versteckt sei. Zum Verhör wurde der Mann,

gegen den nicht der geringste Anhaltspunkt für eine Anklage vorlag, von sechs Kosaken mit aufgepflanztem Bajonett durch die belebtesten Straßen der Stadt geführt. Wenn man gegen einen angesehenen Anwalt mit sehr guten Beziehungen in dieser Weise vorzugehen wagt, wie mag es den hunderttausend armen Kerlen gehen, für die sich kein Finger rührt, für die kein Rubel rollt, was auch die allmächtige Gendarmerie mit ihnen beschließen mag? Im allgemeinen sucht die Gendarmerie allerdings ihre Opfer nicht unter den armen Teufeln, denn wenn sich eine Maßregel nachträglich nicht als eine Staatsnotwendigkeit erweist, so soll sie doch den beteiligten Organen ihre Arbeit lohnen.

In Charkoff wie in Kiew gewinnt man den Eindruck, als würde jede Lebensfreude durch eine unsichtbare Gewalt niedergehalten. Wen man auch sprechen mag, jeder hat den selben Wunsch: viel Geld zu verdienen und zu sparen, um sobald als möglich als Rentier ins Ausland gehen zu können. Man will das menschenunwürdige Dasein noch einige Jahre, im Notfall auch ein Jahrzehnt auf sich nehmen, wenn nur die heranwachsenden Kinder einer glücklicheren Zukunft entgegen gehen. Wie glücklich könnten die Menschen in diesem gesegneten, ungeheuren Reiche leben, wenn die verschwindende Minderheit keine Schergen mehr fände, ihren Willen einer ungeheuren Mehrheit aufzuzwingen!

* * *

Am nächsten Morgen wurden wir durch die Nachricht überrascht, dass der Zar mit seiner Familie nach Charkoff komme. Die Tatsache reduzierte sich jedoch darauf, dass die kaiserliche Familie, von der Krim nach Petersburg heimkehrend, einem Requiem in der Gedächtniskirche von Borky (wo vor etwa 15 Jahren ein Attentat auf den Hofzug ausgeführt worden war) beigewohnt hatte und nun, mit kurzem Aufenthalt in Charkoff, zur Einweihung des Denkmals für Alexander III. nach Moskau reiste. Der Gedanke, die Durchfahrt des Hofzuges anzusehen, musste sofort aufgegeben werden, denn alle Zugänge zum Bahnhof waren von drei bis sechs Uhr in weitem Umkreise durch Kosaken vollständig abgesperrt und der Bahnverkehr wurde für die gleiche Zeit gänzlich eingestellt. Nur einige Adelige und Offiziere wurden zum Empfang zugelassen. Der Zar zittert vor seinem Volke wie sein Volk vor ihm.

Unsere Geschäfte waren früher erledigt, als wir vorausgesehen, so dass wir am dritten Tage unseres Charkoffer Aufenthaltes die Heimreise antreten konnten. Mein liebenswürdiger Gefährte, der alle Unbequemlichkeiten der Reise in einem fremden Lande nach Möglichkeit von mir ferngehalten hatte, wurde in letzter Stunde nach Moskau berufen, und ich musste den Heimweg allein antreten, da ich zu einem Umweg über Moskau, Warschau und Berlin keine Lust verspürte.

Abends elf Uhr fuhr ich von Charkoff ab; der Zug war mit Offizieren dicht besetzt und in einem Salonwagen reiste der kommandierende General von Kiew, der zur Begrüßung des Zaren nach Charkoff gekommen war. Die Hitze war wieder kaum erträglich. Gegen Mittag langten wir endlich in Kiew an, wo ich dem Portier des Hotels sofort meinen Reisepass zur Besorgung übergab. Er erklärte mir, es sei schon spät, man müsse sehr eilen, sonst könnte ich erst am nächsten Tage abreisen. Nach Tisch, gegen ein Uhr, erkundigte ich mich, ob die Erlaubnis zur Rückreise eingeholt sei, sah aber den Pass noch unangetastet auf dem Tisch liegen. Man erklärte mir kaltblütig, es sei für heute doch schon zu spät, denn der „Pristav“ sei nur bis zwei Uhr zu sprechen; ich müsse also in Kiew übernachten und morgen werde dann alles in Ordnung kommen. Ich konnte mich jedoch mit dem Gedanken, des Passes wegen einen vollen Tag verlieren zu sollen, durchaus nicht befreunden und beschloss, mich an das Schweizerische Konsulat zu wenden. Nach längerem Warten öffnete mir dort eine ältere Dame die Haustüre und gab mir den Bescheid, dass der Konsul nur Dienstags und Freitags von 5 bis 7 Uhr amte. Als ich mich nicht gleich verabschiedete, erkundigte sich die Dame in französischer Sprache nach meinem Anliegen, aber sie meinte, in Passangelegenheiten menge sich der Konsul nicht ein und meinem Wunsche, mich zum Pristav zu begleiten, oder begleiten zu lassen, würde er ganz bestimmt nicht entsprechen können; wenn ich einen Tag länger in Kiew bleiben müsse, so sei das doch kein Unglück. Mit diesem philosophischen Bescheide war mir freilich nicht gedient. In mein Hotel zurückgekehrt wurde ich dem Portier gegenüber sehr energisch, da ich ja nur durch seine Nachlässigkeit in diese fatale Lage gekommen war, und das hatte wenigstens den Erfolg, dass er mich an

seinen Kollegen im Palasthotel wies, der vermöge seiner verwandtschaftlichen Beziehungen zum Sekretär des Pristav vielleicht helfen konnte, besonders wenn ich mich die Sache etwas kosten lassen wolle. Im Palasthotel wurde mir jedoch mitgeteilt, dass der gesuchte Mann Ausgang habe und erst am Abend wieder zurückkehre, aber ein Dolmetsch, der mir in einem kaum verständlichen Kauderwelsch versicherte, dass er perfekt deutsch spreche, wollte mir seine Dienste weihen. Wir fuhren zunächst zur Polizeidirektion, wurden auch bald zum Schreiber vorgelassen, der mit einer überraschenden Bereitwilligkeit meinem Wunsche entsprechen wollte. Er drückte einen mächtigen Stempel in meinen Pass, holte die Unterschrift seines Vorgesetzten ein und beteuerte mir auf meine wiederholten Fragen, dass ich nun anstandslos heimreisen könne. Mit größtem Vergnügen gab ich die von meinem Retter aus der Not geforderten fünf Rubel, ebensoviel dem Dolmetsch, drei Rubel für das Fuhrwerk und einen Rubel dem Polizisten, der uns zum Schreiber geführt hatte. Aber ich traute der Sache nicht recht, sie war gar zu schnell erledigt worden und dem angebrachten Stempel konnte ich trotz meiner mangelhaften Kenntnisse der russischen Sprache doch soviel entnehmen, dass mir das Reisen in Russland auf die Dauer von drei Monaten gestattet sei, während von der Erlaubnis der Grenzüberschreitung kein Wort darin stand. Im Hotel wurde mir die Gewissheit, dass der brave Schreiber fünf Rubel für die *Anmeldung* eingesackt hatte, die Abmeldung aber gar nicht vorzunehmen berechtigt war. Nun ging die Hetze von vorne los. Zuerst ins Palasthotel und mit dem Dolmetsch nochmals zur Polizeidirektion. Der Schreiber musste nun kleinlaut zugeben, dass noch eine spezielle Erlaubnis zur Überschreitung der Grenze nötig sei, die aber nur beim Sekretär des Pristav zu haben wäre. Im Hotel Continental blieb man fest und steif dabei, dass alles unnütz sei, ich könne erst am nächsten Tage reisen. Ich wollte aber die Flinte nicht so rasch ins Korn werfen und fuhr in die Privatwohnung des Palastportiers. Dieser meinte, er könnte sich nicht so leicht für einen Gast eines andern Hotels verwenden, denn das sehe sein Herr nicht gerne. Ich möge vor allem vom Hotel Continental ins Palasthotel übersiedeln: um sieben Uhr abends trete er seinen Dienst an und wolle dann sehen, was zu machen sei. Das einfachste wäre

freilich, in Kiew zu übernachten; da ich aber bereits die Fahrkarte und vier Platzkarten nach Podwoloczyska für den selben Abend gelöst habe, so wolle er noch einen Versuch machen. Der Umzug war rasch bewerkstelligt und die paar Stunden bis sieben Uhr konnte ich meinem äußern Menschen widmen.

Es ist immer ein Akt der Vorsicht, wenn ein Hotelportier seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu einflussreichen Tschinovniks sorgsam pflegt. Dank diesen Connaissancen erhielt ich zwar nicht um sieben Uhr, wohl aber nach acht Uhr abends meinen Pass mit der ausdrücklichen Erlaubnis, die Grenzen des heiligen russischen Reiches zu überschreiten. Ich hatte zwar zu den in der Passangelegenheit bereits verauslagten vierzehn Rubeln noch etwa einundzwanzig Rubel hinzufügen müssen, doch würde ich ohne Bedenken auch das Doppelte bezahlt haben, nur um noch am gleichen Abend abreisen zu können.

Um halb zehn Uhr setzte ich mich erleichterten Herzens in den Zug. Friedlich und still lag die Hügelstadt vor uns und zahlreiche Lichter zeichneten die Konturen des weitausgedehnten Häusermeers. Am Himmel standen dunkle, drohende Wolken in phantastischen Formationen und ein prachtvolles Wetterleuchten, das später in grelle Blitze überging, erhellte auf Sekunden den ganzen Horizont, als wollte der Himmel dem Zarenreiche die Erleuchtung bringen, die ihm Menschenwille Jahrhunderte lang fernhält. Ein ausgiebiger und sehnlich erwünschter Regen erfrischte die Atmosphäre und bei offenen Fenstern schief ich auf dem peinlich saubern und bequemen Bett einen erquickenden Schlaf bis tief in den Morgen hinein.

Lediglich um den russischen Passplackereien gegenüber nicht gar zu weit zurückzustehen, nimmt auch Österreich den aus Russland kommenden Reisenden die Pässe ab. So sehr sich aber die Beamten bemühen eine strenge Amtsmiene aufzusetzen, man nimmt die Formalität nicht ernst und die österreichische Gemütlichkeit guckt dem schneidigsten Gendarmen über die Achsel. Bevor noch mein Pass visiert war, konnte ich im ganzen Bahnhof ungehindert promenieren und kein Mensch kümmerte sich um den Inhalt meiner Bücher und Drucksachen.

ZÜRICH

VIKTOR WILCZEK

